

(Nachdruck verboten.)

6] Unter Wolken.

Roman von Kurt Atram.

Kam da nicht schon wieder jemand? Man stand still, lauschte, starrte angestrengt in den Dunst. Es mußte aber wohl nichts gewesen sein. Vorsichtig tastet man sich voran. Dabei reißt man die Augen möglichst auf, ob man so nicht doch vielleicht etwas erkennen kann. Aber es nützt nichts. Die Augen beginnen nur zu thränen in dem naßkalten Dunst. Unwillkürlich schaut man über sich, als müßte doch von da etwas Licht kommen. Aber da ist es gerade so milchig, grauweiß wie vorn und rückwärts, rechts und links.

Man vergißt, daß da drüben Berge sind, daß dort Häuser sein müssen, da oben Wolken und hier rechts Wiesen. Es ist alles wie von einem schmutzigen Schwamm fortgewischt.

Frau Magda öffnete ein Fenster. Sofort kroch der übelriechende Nebel in dicken Schwaden in das Zimmer. Sie schloß es schnell wieder. Nur der Fluß ließ sich nicht stören. Man hörte ihn auch durch den Dunst. Auch drüben das Eisenwerk nicht. Aber alle Geräusche hatten etwas Gedämpftes und zugleich Schweres, als kämen sie von weit her und aus irgend einer Gefahr.

Magda versuchte immer wieder, etwas Bestimmtes zu erkennen da draußen, aber es gelang nicht. Als hätte man dickbeschlagene Brillengläser vor den Augen und wollte lesen.

Endlich setzte sie sich, das Gesicht ins Zimmer gerichtet. Sonst war es nicht zum aushalten.

In vierzehn Tagen würde ihr Geburtstag sein. Wieder einmal! Sie dachte sonst nie daran, weil sie fürchtete, ganz zu verzweifeln, wenn sie es sich so recht deutlich machte, daß dies Leben noch zwanzig, dreißig Jahre so weiter gehen könnte. Aber heute mußte sie daran denken. Sah nicht ihr Leben aus wie der Nebel ringsum?

Plötzlich... was war das?... Sie erschrak heftig. Hatte nicht jemand laut geschrien?... Da hinten im Nebel?... Oder war es nur eine Katze, die miaute?... Man konnte ja nichts sehen. Da draußen konnte im Augenblick geschehen, was wollte, niemand würde etwas Bestimmtes darüber sagen können. Wie unheimlich das war.

Ging jetzt nicht jemand vorbei? Sie mußte wieder den Atem abhalten. Aber sie konnte es ja doch nicht erfahren. Auch war es wohl eine Täuschung.

Doch, jetzt trat jemand in das Haus.

Es war ihr Mann. Er brachte ein Telegramm, daß der „Federfuchser“ morgen abend kommen würde.

„Wie heißt er eigentlich?“

„Gerade kein italienischer Name. Dr. Schäfer.“

„Ach so,“ sagte sie enttäuscht. Dr. Schäfer, das war gerade so unbestimmt und nichtsjugend wie der Nebel, wie alles. Sie seufzte.

„Was hast Du denn?“

„Dieser entseßliche Nebel! Er legt sich wie Blei auf alles!“

„Ein Schweinewetter,“ fiel er sofort ein. „Ein Dreck und eine Schmiere! Unglaublich. Sei froh, daß Du hier so gemühtlich sitzen kannst. Vorhin wollt ich ausreiten, aber der Gaul rührte sich nicht von der Stelle. Er schnubberte nur in die Luft, er hatte förmlich Angst, das dumme, nervöse Vieh!“

„Wie wird es denn da heute nachmittag?“ fragte sie.

„Wie?“ Er dachte offenbar nicht gleich daran.

„Werden wir überhaupt in die Stadt können?“

Er lachte laut: „Aha, da hättest Du ja schon die Ausrede. Aber sie gilt nicht. Bis Mittag ist's mit dem Nebel vorbei. Ich kenne das, hab's oft genug mitgemacht.“

So wurde es auch. Gegen Mittag zerfloß der Nebel und hinterließ nur eine dicke, feuchte Luft, die viel zu warm war für die Jahreszeit und die Gegend.

Als um halb sechs der Wagen angepöpselt war, dunkelte es schon sehr.

Durch das Dorf mußte langsam, Schritt gefahren werden, weil ein dicker, zäher Schlamm auf der Straße lag, der unter den Wagenrädern sich dehnte und stöhnte. Bei schnellerem

Fahren wäre alles über und über mit Schlamm bedeckt worden.

Die Pferde glitten aus und schaukelten aufgereggt. Ihnen behagte das auch nicht.

Endlich war man auf der Chaussee. Nun ging es etwas besser. Am liebsten wären die Pferde galoppiert, um möglichst schnell aus dem Schmutz zu kommen, aber sie durften nicht, sie wurden zu einem langsamen Trab angehalten. Sonst hätte der Kutscher zwei Tage an dem neuen Wagen reinigen können. Dafür dankte er bestens.

Links lagen die kleinen Acker, Kartoffel- und Gemüseäcker, die meist die Arbeiterfrauen allein bearbeiteten. Etwas anders wurde kaum noch gezogen. Sonst sah man nur Wiesen, die bis an die Berge gingen, die finster an ihnen entlang standen.

In gerader Linie lief der Fluß zu Thal. In ebenso geraden Linien neben ihm die Eisenbahnschienen. Parallel dazu die Chaussee. Wer es zum erstenmal sah, mußte laut gähnen.

Die Chaussee ging unmittelbar an den Bergen her, die rechts von ihr sich steil in die Höhe hoben. Einer dicht am andren, einer wie der andre, daß es auch nicht die geringste Abwechslung gab.

Die kleinen Berge auf dieser Thalseite sahen so schablonenhaft aus, als kämen sie aus der Fabrik und nicht aus der Hand der Natur. Wie die Kilometersteine, wie die Basalt-haufen an der Chaussee, gerade so akkurat, langweilig, ordentlich sahen die kleinen Berge neben einander.

Die Forstbehörde hatte noch das Ihre zur allgemeinen Verlangweilung beigetragen. Buchen standen in Reih und Glied an den Bergen in die Höhe. Jeder Stamm hielt genau Richtung. Keiner wagte sich auch nur einen Schritt vor oder zurück. Es war wie beim Militär. Der Wald gehörte natürlich dem Fiskus.

Selbst die Abwechslung, die auch der begabteste Unteroffizier nicht verhindern kann, wenn er es wohl auch gerne möchte, daß nämlich der eine Mann seiner Compagnie größer oder kleiner, dicker oder dünner ist als der andre, selbst diese Abwechslung gab es hier nicht. Ein Baum war genau so groß und dick wie der andre. Darüber wurde ängstlich gewacht. Das war ja gerade des Oberförsters Stolz. Er führte seine Vorgesetzten immer bald diese Chaussee. Sie lobten ihn dann auch sehr, wenn auch ein wenig unter Gähnen.

Alles war noch gleichmäßig, grauschmutzig überzogen von dem toten Grau des sterbenden Herbsttags. Kein Wunder, daß die Weiden im Wagen schwiegen, bis sie zum Städtchen kamen.

Das Städtchen lag am Fuß eines der kleinen Berge und teilweise auch an ihm in die Höhe.

Es war schon sehr alt. Die es angelegt, hatten noch Geschmack gehabt, der ja damals nicht selten war. Die Erbauer hatten gethan, was sie konnten. Oben auf dem Berg saß die alte Kirche und das alte Schloß. Niedervwärts viele, schmalbrüstige Häuser, aber mit verwegenen Giebeln, bei denen jeder seinem persönlichen Geschmack Rechnung getragen, ohne sich lange um den Nachbar zu kümmern; was sehr hübsch aussah, wenn man von oben hinunterblickte.

Dicht am Berge her als Fortsetzung der Chaussee die Hauptstraße, sehr schmal und dunkel durch die verwegenen Giebel, aber originell und traulich. Selbst das Pflaster bot reichlich Abwechslung durch viele unfreiwillige Erhöhungen und Vertiefungen, so daß alles Schritt fahren mußte, ob es wollte oder nicht, und die Tafeln zu Eingang und Ausgang der Hauptstraße ganz überflüssig waren mit ihrem: Achtung! Schritt fahren!

In dieser Straße wohnten vor allem die Händler, Krämer und Handwerker des Städtchens. Jeder hatte noch sein eigenes Haus, wenn es auch meist in jedem der drei Stockwerke nur ein, höchstens zwei Zimmer gab. Den ganzen Tag standen natürlich alle Thüren offen, auch bei den arbeitslosesten Gewerbetreibenden wie Schuster, Metzger und Käsehändler. Das brachte ein recht artiges Geruchspotpourri zu Wege.

Dem Bürgermeister, der nicht zu den Honoratioren gehörte, sondern sich nur „raufgeschrieben“ hatte, war es sehr

empfindlich, daß seine Stadt keine „schönere“ Hauptstraße besaß. Sein Ehrgeiz ruhte nicht eher, als bis es auch hier nach berühmten Mustern eine Ringstraße gab. Da die Bürger frei gesinnt waren, taufte sie diese Straße, trotzdem sie in dem Jahr angelegt wurde, da Bismarck das Wort von den Deutschen sprach, die nur Gott fürchten, nicht Bismarckstraße oder Bismarckring, sondern Friedensringstraße, 1870 zu lieb.

So weit war das ja ganz gut. Aber der Bürgermeister war auch ein moderner Mensch, der mit seiner Zeit fortschritt, und seine Stadtverordneten nicht minder.

So muß es denn eine moderne Straße werden. Zugleich aber sollte das Geld dafür auch hübsch in der Stadt bleiben. Ein „Hiesiger“ entwarf also den Straßenplan und durfte ihn dann auch ausführen. „Hiesige“ Maurermeister bauten die Häuser, überhaupt lauter „Hiesige“ waren thätig. So wurde denn alles modern und nach dem „hiesigen“ Geschmack zugleich.

Statt auf die alten Häuser, ihre Bauart, ihr Material Rücksicht zu nehmen, ging man hochmodern vor und baute die langweiligsten Steinfasten. Eins wie das andre, alle nach ein und demselben Maß, denn so war es billiger und schöner. Zweistöckig, so und so viel Fenster vorn, auf den Seiten und rückwärts, und so und so viel Quadratmeter Vorder- und Rückgarten für jedes einzelne.

So wurde dem alten, schönen Städtchen, bei dem die Vorkern, Sonne, Wind und Regen das Ihre gethan, um etwas Ansehbares daraus zu machen, ein backsteinern, hellgrau Mäntelchen umgehängt, genannt Friedensringstraße, Friedensstraße, Friedensring oder ganz kurz und vornehm „Ring“. Seitdem sah das Städtchen aus wie eine alte, würdige Bürgersfrau, die sich ein hellgraues, modernes Jackett umgehängt hat, aber von einem Dorfschneider fabriziert.

(Fortsetzung folgt.)

Ausdehnung und Zusammenhang der deutschen Steinkohlen-Felder.

(Nach dem auf der 72. Naturforscher-Versammlung in Aachen von Prof. Holzappel gehaltenen Vortrag.)

Der Reichtum und die Macht eines Landes sind heute nicht von seiner Landwirtschaft, sondern in erster Linie von seiner Industrie abhängig; diese wiederum ist eng mit dem Reichtum an Kohle und Eisen verbunden, und zwar mehr noch mit der Kohle als mit dem Eisen. Um eine Tonne Eisen herzustellen, werden etwa zwei Tonnen Eisenerze und drei Tonnen Kohle verbraucht; daher wandern die Eisenerze heutzutage zu den Kohlen, nicht umgekehrt. Deshalb beherrscht die Kohle die Industrie. Schwarze Diamanten hat man die Steinkohle genannt; in diesem Vergleich liegt aber jedenfalls eine Ueberschätzung der Diamanten, die in wirtschaftlicher Beziehung von einem ganz minimalen Werte sind.

Deutschland gehört zu den kohlenreichsten Ländern der Erde; in Europa wird es nur von England übertroffen, das seine führende Stellung in den letzten Jahren an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgegeben hat.

Bei der Bildung der Steinkohlen spielen spezifische Bakterien eine große Rolle gespielt zu haben. Heute treffen wir nirgends Verhältnisse an, unter denen sich ausgedehnte Kohlenlager bilden können. Wollen wir daher die Bildung der Kohlenflöze erklären, so müssen wir in ihnen selbst nach Fingerzeigen suchen. Die sorgfältigsten Beobachtungen haben nun ergeben, daß die Kohlen nichts andres sind, als veränderte Pflanzen, deren Struktur sich noch deutlich unter dem Mikroskop erkennen läßt. Und zwar sind sie aus Landpflanzen entstanden, die im Boden wurzeln; die Gesteine, auf welchen sie ruhen, sind vom Land abgeschwemmte Massen; die tierischen Reste, die in ihnen gefunden werden, bestehen entweder aus luftatmenden Landbewohnern, wie Schnecken, Lurche, Insekten, oder aus kiemen-atmenden Sumpfbewohnern, wie Muscheln, Fische, Krebse. Eigentliche Meerestiere fehlen vollständig. Ein flacher, weit ausgedehnter Landsaum mit zahlreichen Lagunen muß daher der Schauplatz der Kohlenbildung gewesen sein.

Auch herrscht über diesen Punkt eine ganz allgemeine Uebereinstimmung. Der Zweifel und Zwiespalt tritt erst bei der Frage auf, unter welchen besonderen Bedingungen das Material für die Kohlen abgelagert worden ist. Zwei Ansichten stehen sich hier einander scharf gegenüber: Nach der einen befinden sich die Kohlenlager an den Stellen, wo auch die Pflanzen, aus denen sie entstanden, gewachsen sind, sie haben also *autochthone* Ursprung, nach der andern Ansicht sind sie aus zusammengeschwemmten Pflanzen ent-

standen, sie hätten also *allochthone* Ursprung. Wie dem auch sei, jedenfalls müssen überall, wo sich Kohlen bildeten, ganz eigenartige Bedingungen geherrscht haben, und es ist sehr merkwürdig, daß diese Bedingungen in allgemeiner Verbreitung nur einmal auf der Erde eingetreten sind. Abgesehen von einigen kleineren Stellen sind sämtliche Kohlenlager auf der Erde gleich alt. Das Alter selbst können wir freilich nach unseren gewöhnlichen Zeitbestimmungen nicht messen. Der Kohlenperiode vorher geht die sogenannte *devonische Formation*. Da sehen wir fast das ganze heutige Europa vom Meere bedeckt. Landtiere finden wir in den Gesteinen dieser Periode gar nicht, ebenso wenig Süßwassertiere. Aber das ändert sich alles in der Steinkohlenzeit. Auf weiten Strecken steigt das Land aus dem Meere auf und es bildet sich eine große eigentümliche Flora. In Europa entstanden gegen das Ende der devonischen Periode zwei gewaltige Kettengebirge, von deren äußerer Form heute nichts mehr zu erkennen ist. Das Meer hat die Ketten abgewaschen, so daß nur ein Plateau übrig geblieben ist. Wir sehen von dem alten Hochgebirge nur noch einige Schollen wie Inseln hervorragen.

Die eine der beiden Ketten bestand aus dem rheinischen Schiefergebirge, dem Schwarzwald, den Vogesen, weiter gehörte der Spessart, der Harz, kleine Teile des Thüringer Gebirges dazu, sowie das Erzgebirge und das ganze System der Sudeten; die Karpathen bilden bereits den Anfang der Alpen, unter denen aber vielleicht auch Teile jener alten Kette liegen, deren höchste Spitzen in den Vogesen und im sächsischen Vogtland vermutet werden.

In diesem Gebirge nun stehen unsere Kohlengebiete in engster Beziehung. Viele der vorhandenen Kohlenbeden sind nur unbedeutend; bei einigen lohnt der Abbau der Flöze überhaupt nicht, andre haben nur lokale Bedeutung. Die bedeutenden Beden gehören sämtlich der zweiten Hälfte der karbonischen Zeit (Steinkohlenzeit) an. Doch hat die Erforschung der kleineren gerade für die Erklärung eine große Bedeutung gewonnen. Die Steinkohlen führenden Schichten liegen da ungleichförmig auf älterem Gestein auf; zum Beispiel die Beden in den Vogesen und in Baden gehören dahin. Auch die sächsischen Beden, wie die von Chemnitz und Zwickau sind wichtig in dieser Beziehung; auch das niederschlesische Kohlenfeld liegt ersichtlich in den Falten jenes alten Gebirges. Bei allen diesen Beden, in denen die Steinkohlen von einer mächtigen Decke jüngeren Gesteins bedeckt sind, ist die Ausdehnung gering und durch die Umgrenzung mit altem Gestein gegeben. Die Kohlen lagern hier ungleichförmig auf ihrer Unterlage und zeigen niemals Reste von Meerestieren, wohl aber solche von Süßwassertieren.

Diese Kohlen bildeten sich also in abflutlosen und deshalb seebedenartigen Gebieten zu jener Zeit, als die Faltungen, aus denen jenes Gebirge entstand, stattfanden.

Einige weitere Kohlenbeden treten nicht in Verührung mit dem älteren Gestein; das sind die Beden von Wettin und Saarbrücken. Bei beiden ist die Unterlage nicht bekannt. Auch bei ihnen fehlen Reste von Meerestieren, wohl aber sind Land- und Süßwassertiere vorhanden. Auch die Kohlen dieser Beden, die ebenfalls innerhalb jenes Gebirgslands liegen, sind also aus Binnenseen entstanden.

Unsre bedeutendsten Kohlengebiete sind das ober-schlesische und das rheinisch-westfälische. Beide zeigen gegenüber den andern sehr wesentliche Unterschiede, namentlich ist der Umstand bemerkenswert, daß in den tieferen Partien Meerestiere auftreten, in den oberen dagegen finden wir wieder Sumpf- und Süßwassertiere. Hier begann also die Kohlenbildung bereits zu einer Zeit, als das Meer noch Zutritt hatte; später dagegen wurde der Zugang zum Meere abgeschnitten. Im ober-schlesischen Gebiet hat sich die merkwürdige Thatsache ergeben, daß die Reste der Meerestiere in dünnen Lagen von Land- und Sumpftieren bedeckt werden, und zwar wiederholt sich das mehrmals hinter einander. Das Meerwasser hat also mehrmals Zutritt gefunden und ist immer wieder abgesperrt worden, bis schließlich eine dauernde Absperrung stattgefunden hat. Merkwürdig ist der Umstand, daß die schließliche und dauernde Absperrung vom Meere in beiden Gebieten nicht gleichzeitig vor sich gegangen ist; in Westfalen war die Verbindung mit dem Meere länger offen als in Oberschlesien.

Durch welche Vorgänge diese Scheidung der Kohlengebiete vom Meere bewirkt wurde, können wir mit Sicherheit nicht angeben, und doch hängt gerade davon die Entscheidung über die Ausdehnung und Begrenzung dieser Gebiete ab. Im westfälischen Kohlengebiet ruhen die Steinkohlen gleichmäßig auf ihrer Unterlage. Nach Norden steigt die Mächtigkeit der Flöze, bei Dortmund haben wir bereits eine Dicke von 400 Meter, und weiter nach Norden werden die Flöze noch mächtiger. An zwei Stellen im Nordosten des Teutoburger Walds treten sie an die Oberfläche, weiter hinauf tauchen sie dagegen wieder unter dieselbe hinab. Dieses Beden des Münsterlands steht, wie man wohl annehmen darf, mit dem westfälischen in Zusammenhang. Nach Westen hin senkt sich das Kohlengebirge und zieht unter dem Rhein nach dem andern Ufer hinüber; bei Aachen tritt es wieder zu Tage und hat hier die Veranlassung zu dem ältesten Steinkohlenabbau in Deutschland gegeben. Schon lange hat man versucht, durch Bohrungen festzustellen, ob ein Zusammenhang zwischen dem Aachener und dem Ruhr-Kohlengebiet besteht. Da das Aachener Beden sich nach Norden und Nordosten weiter erstreckt, so kann man einen solchen Zusammenhang, eine Verbindung zwischen den Aachener und den Ruhrkohlen, wohl mit Sicherheit annehmen. Die nördliche Begrenzung des Aachener

Kleines Feuilleton.

Bedenk ist unbekannt; geht man dagegen nach Westen weiter, so wird an der Maas wohl der Nordrand der Kohlen getroffen. Nach Südwesten zu werden die Nacher Kohlen, also bei Liättich, Ramur und tief bis in das französische Departement Pas de Calais hinein fortgesetzt. Nach Norden zu erscheint hier altes Gestein bis nach Ostende hin den Untergrund bildend. Ueberblickt man dieses ganze zusammenhängende Kohlengebiet, so erkennt man deutlich, wie hier in das Gebiet jenes alten Kettengebirges ein ungeheurer Meerbusen sich hinein erstreckte, in welchem die Kohlen sich bildeten. Aber in den oberen Schichten der Kohlen finden wir auch hier wieder nur Süßwassertiere; der Meerbusen muß also später vom Meere abgesperrt worden sein.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Oberschlesien. Allerdings lehnen sich hier die Kohlenmüden nicht unmittelbar an den Rand der Sudeten an, sondern liegen weiter hinaus in vorgelagerten Lande. An der Oberfläche zeigen sich die Kohlen mehrfach unterbrochen; in der Tiefe dagegen hat man überall durch Bohrungen einen Zusammenhang nachweisen können. Freilich sind solche Bohrungen außerordentlich kostspielig und werden daher nur mit großer Vorsicht vorgenommen. Eine üble Folge dieses Umstands ist, daß wir von der Begrenzung dieses Gebietes noch gar nichts wissen. Gehen wir aber weiter nach dem polnischen Mittelgebirge, so finden wir auch da Schichten, die offenbar dem System jenes alten Kettengebirges angehören. Es zeigt sich also, daß auch das ganze ober-schlesische Kohlengebiet in einer weiten Bucht jenes Gebirgssystems liegt; auch diese Kohlen haben sich in einem Meerbusen gebildet, der später vom Meere getrennt wurde. Zu gewissen Zeiten mögen diese weiten Buchten eine starke Nechlichkeit mit den Gassen unsrer Ostsee gehabt haben.

Fassen wir also zusammen, so sehen wir nach der Devonzeit gewaltige Bewegungen der Erdrinde vor sich gehen, und allmählich erheben sich gewaltige Landmassen. Daß dieses nur sehr allmählich geschah, erkennen wir daraus, daß wir in den unteren Schichten überall Meerestiere antreffen. Auch war die Erhebung nicht ganz gleichförmig; so geschah sie im Osten früher als im Westen. Während der Karbonzeit wirkte die gebirgsbildende Kraft immer weiter. Im Innern der Gebirge entstanden nun große abflußlose Becken; zunächst bildeten sich zwei gewaltige Meerbusen, einer im Osten, einer im Westen. In den Händen derselben entstand eine mächtige, wenn auch nicht sehr reichhaltige Flora und Fauna. Allmählich wurden diese Becken vom Meere abgetrennt; vielleicht geschah das lediglich durch die vom Lande angeschwemmten Massen waburch auch das mehrfache Wiederhereinbrechen des Meeres verständlich würde. Jedenfalls vollzog sich schließlich eine dauernde Trennung vom Meer, und die zu Binnenseen gewordenen Becken wurden allmählich ausgefüllt. Unterdessen ging die Gebirgsbildung stetig weiter, und zwar finden wir die Schichten im westlichen Gebiet stärker gefaltet als im östlichen. Neben den Hebungen müssen wir in dieser Zeit auch Senkungen annehmen. Wenn wir die Steinkohlen zwischen Schichten von mehreren tausend Metern finden, so ist das ohne Senkung nicht möglich; denn die Kohle jedes Klözes muß einmal den Boden gebildet haben, auf dem ehemals die Flora blühte und gedieh, welche heute die Kohle bildet.

Von einem eigentlichen Zusammenhang unsrer Kohlenbecken kann also gar keine Rede sein. Die kleineren Becken sind überhaupt nur lokaler Natur. Aber auch unsre beiden hauptsächlichsten Kohlenbecken, das ober-schlesische und das westfälische, zeigen sich vollständig vom Meere getrennt und in Binnengewässern gebildet, und eine Verbindung zwischen ihnen wird man nicht annehmen können. Nach Ablauf der Karbonzeit war die Gebirgsbildung beendet, und nur das Wasser mit seiner niemals rastenden Wirkung arbeitete emsig weiter. Es traten Senkungen ein, und jüngere Gesteine lagerten sich über die Kohlen. Die Geologie allein kann die Dide dieser auflagernden Schichten und die der Kohlenflöze nicht angeben; vielmehr ist die Wissenschaft hier auf die thätige Hilfe der Industrie und der Technik angewiesen. Die Industrie allein verfügt über die großen Mittel, welche zu den Bohrungen, die allein über diese Fragen entscheiden können, erforderlich sind. Deshalb wissen wir, trotzdem bereits Millionen für Bohrungen ausgegeben sind, über die wirkliche Ausdehnung unsrer beiden großen Kohlenbecken noch gar nichts. Nur das können wir bereits mit voller Sicherheit behaupten, daß sie viel weiter reichen, als wir heute wissen. In einigen Gebieten mögen die Kohlen viel tiefer liegen, als wir überhaupt mit unsren heutigen Bohrungen zu kommen im stande sind, in andren Gebieten wieder mögen sie unerwartet hoch liegen.

Soweit die Kohlenvorräte bis jetzt bekannt sind, reichen die westfälischen Kohlen für mindestens 200 Jahre aus, wobei der gesteigerte Bedarf bereits in Rechnung gestellt ist. Die Gesamtzahl und Mächtigkeit der ober-schlesischen Kohlenflöze ist ebenso wenig bekannt, wie die der westfälischen; doch das kann man mit Sicherheit behaupten, daß Oberschlesien Westfalen nicht nachsteht, sondern eher noch überragt. So ist denn für absehbare Zeit, auf Jahrhunderte hinaus, der Bedarf an Kohlen für Deutschland ein völlig gesicherter. Wir haben also noch eine lange Zeit vor uns, um zu lernen, wie wir aus von der Kohle unabhängig machen. — Bt.

— Vom Theaterdirektor Dannenberg erzählt jetzt auch der alte Schultes in der „Bogenwart“. Einmal kam Schultes zusammen mit dem berühmten H. Marr an der „Schmiere“ des Hamburger Theaterdirektors vorbei. Dannenberg („Mattler“) stand selbst vor seinem Musiktempel und lud mit seiner Trompetenstimme „alle vernünftigen Menschen“ ein, sich das berühmte Zauberstück „Der Verschwander“ anzusehen, in dem ein „Labendiger Ewer“ (wirklicher Kahn) vorkommt. „Ja, das müssen wir uns ansehen, das Blech dauert ja nur eine halbe Stunde,“ sagte Marr. „Ich kenne Dannenberg schon lange, und wenn Kollegen kommen, dann schmeißt er die Personen, die in der sogenannten Fremdenloge links vorne an der Bühne sitzen, einfach hinaus mit den Worten: „In een halve Stium“ weddertomen!“ — Kaum sah Dannenberg Heinrich Marr mit uns Glatzgesichtern ankommen, lief er an die Kasse, kam mit einer langen Trompete zurück, der er erst einige greuliche Töne entlockte, und rief dann: „Lusch für den groten, berühmten Minschendarsteller Heinrich Marr, minen olen Fründ un Landsmann!“ Während Marr, der die Gelegenheit kannte, einen Thaler in die Schieblade der Kasse praktizierte — Dannenberg hätte nicht das kleinste Geldstück von „Kollegen“ genommen — begrüßte der Direktor, den Theateringang mit seinem Leibe bedeckend, das herandrängende Publikum: „Mnlapen, immer zin int Vergnügen! Een labendiger Ewer is to sehn, und de grote Heinrich Marr lost keen Extra-Angtree!“ Was wir da zu sehen und zu hören bekamen, war der ungläublichste Anzug aus Naimunds „Verschwander“, aber das Publikum amüsierte sich wie toll. „De Ewer! de Ewer!“ schrie es jedoch in jeden Applaus hinein. Als nun der Ewer endlich erschien, tobte der mit Matrosen vollgestopfte Heuboden — die Galerie im Hintergrunde des kleinen Theaterfaals — in furchtbarstem Grade und übte vernichtende Kritik an dem gemalten Kahn und seiner Takelage. Im letzten Akt humpelte der Schurke Wolff an Krüden und unter obrenzereichendem Pfeifen über die Bühne. Dann kam Verwandlung, aber sie zeigte Valentins Wohnung mit weggenommener Rückwand. In einer Laube stand ein Tisch, um den Flottwell sich mit der ganzen Tischlerfamilie gruppiert hatte. Auf dem Tische aber lagen hochaufgetürmt mit Gold- und Silberpapier besetzte Holzstücke, die die Schätze vorstellten, die der Geiß Azur als Bettler für Flottwell aufgespeichert hatte. Valentin rief: „Unser gnädiger Herr hat zum Lohn für meine Treue die ganze Holzwurmfamilie als Kinder angenommen und teilt seine Millionen mit uns. Er lebe hoch! Hurra!“ Bengalische Beleuchtung der Gruppe und . . . nein zu Ende war die Komödie nicht; denn in den Beifall, den wir in unsrer Loge losließen und dem das Parterre mit Freunden zustimmte, mischten sich aus den hinteren Reihen des Saals und vom Heuboden her wilde Zornesrufe und Pfiffe und man verlangte, daß Direktor Dannenberg sich des miserablen Ewers wegen entschuldigen sollte. Der Vorhang hob sich. Dannenberg erschien, und während wir ihm „begeistert“ ein „Bravo um das andre“ zuriefen und uns die Hände wund klatschten, begrüßte ihn aus dem Fond des Saals ein Indianer-Wutgeheil, das aber sofort verstummte, als er mit Stentorstimme rief: „Holt Mul, Waga!“ Dann verneigte sich der große Kunstförderer vor uns, den Kollegen, und rief uns zu: „Für den Beifall, den Sie, die was von die Kunst verstehen, mich spenden, bedanke ich mir up dat allerschönste!“ „Jit oabers,“ wendete er sich mit aller Kraft seiner Lungen an die Gegner im Hintergrunde, „mit den Ewer könnt mi allsofam . . .“ nun folgt im urwüchsigsten Hamburger Platt Göß von Verlichingens Zuruf an den Reichsherold, und rasch fiel der Vorhang. — Daß das Theaterchen nicht demoliert wurde, ist mir heute noch ein Rätsel, so wild tobte der Anruhr, der nun folgte. Direktor Dannenberg aber geleitete uns über die Bühne ins Freie und sagte mit Lachen: „Lat se man rebell'n! Et is nich dat erste Mal, dat ik se so schäm tom Wedderkommen in Laden heff!“ —

Theater.

Berliner Theater: „Die strengen Herren“ von Blumenthal und Kadelburg. — Um die lex Heinze aus der Welt zu schaffen, griff man im Reichstag zum letzten und gewaltsamsten Mittel: zur Obstruktion. Warum that man das? Vermutlich, weil man wußte, daß hinter diesem Anschlag auf die Freiheit der Kunst eine Macht stand, die nicht mit sich spaßen läßt. Eine Macht, die eine in ihrer Art geschlossene und furchtbare Weltanschauung vertritt, eine Weltanschauung, die wiederum von fanatisierten Priestern getragen wird, deren Klugheit oder wenn man will: deren Verschlagenheit fast sprichwörtlich geworden ist. Wenn hinter der lex keine Macht stand, wozu dann die ungewöhnlich harte Verteidigung?

Herr Blumenthal und sein geschäftlicher Freund wissen es besser. Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich die Welt in diesen Geistern. Die Leute, die uns mit der lex Heinze beglücken wollten, waren eine Bande von Narren und Geuchlern. Der Reichstags-Abgeordnete, den die beiden Kumpane in den Mittelpunkt der Handlung gestellt haben, ist halb ein Ged und halb ein Schurke. Dem gegenüber ist ästhetisch und menschlich nur ein ehrliches „Pui, Teufel!“ am Platz. Der „Frohstimm“, den sie gegen die finsternen Mächte verteidigen, verkörpert sich am ehesten in den Ballotalen und den Dirnen der nächtlichen Friedrichstadt. Dem gegenüber ist wiederum ästhetisch und menschlich nur ein ehrliches „Pui, Teufel!“ am Platz. Wir haben uns gegen die lex gewehrt, aber wahrscheinlich

nicht aus Begeisterung für die Valfotale, die sich zum Frohsinn etwa verhalten wie ein korrupter Schwanz von Blumenthal zur jungen Freude des Frühlings. Wir haben uns gewehrt, weil wir jede Bevormundung eines mündigen Volks hassen und — vor allem! — weil wir den deutschen Geist nicht wollten in Fesseln schlagen lassen. Man greift sich an den Kopf, wenn man hört, daß die Censur dieses Schandstück verboten hat. Warum denn eigentlich? Sofern das ohnmächtige Zeug überhaupt schaden kann, kann es nur der Freiheit schaden, die es kompromittiert. Dann aber sollte die Censur doch ruhig ihren Gegnern überlassen, damit fertig zu werden. Es versteht sich von selbst, daß Herr Blumenthal mit den idealen Gütern, um die bei der lex Heinze gekochten wurde, nicht das mindeste zu thun hat. Der Kampf gegen die lex Heinze war populär, er hoffte durch gewissenlose Ausbeutung dieses Stoffes ein Geschäft zu machen — und so begann er sein Handwerk. Geschäftsleute giebt's überall. —

Kulturgeschichtliches.

— Die „Kette“. Der französische Akademiker Magazine du Camp schildert im ersten Band der „Souvenirs littéraires“ seine Jugendeindrücke. Einer derselben, ein sehr trauriger, prägte sich ihm tief ein. Seine Mutter hatte mit ihm von Villeneuve-Saint Georges aus, wo die Familie im Sommer wohnte, eine Spazierfahrt gemacht. Als sie zurückkamen, stiegen sie auf eine seltsame Schar, an deren Spitze ein Gendarm hoch zu Ross trabte. Der Kutscher hielt an, wandte sich und sagte: „Madame, das ist die Kette!“ Männer mit wollenen Mützen auf dem Kopf und in grauen Kleidern steckend marschierten in zwei parallelen Reihen dahier, alle durch kleine, von ihrem Hals ausgehende Ketten an eine große gefesselt. Der Anblick erinnerte an das Skelett eines Fisches. Man nannte das einfach die „Kette“. Alle diese Menschen bildeten zusammen ein Kollektivwesen; jede Einzelbewegung war geheimmt. Neben dieser Sträflingskolonne schritt eine kleine Zahl blau uniformierter, mit Degen und Stod bewaffneter Gendarmen; ihnen folgten einige Willkrogen. Das war die Eskorte der zum Bagno Verurtheilten, welche nach Rochefort, Brest oder Tonlon verschickt wurden. Die Waischen lachten frech, als sie an ihrem Wagen vorbeikamen, und einer rief meiner Mutter ein Scherzwort zu, so daß sie sich abwandte. Sofort eilte einer der Wächter herbei und schlug den Mann, daß er laut aufschrie. Jetzt wurde das Marschtempo beschleunigter; unheimlich kurrte das Eisen. Von Mitleid erfaßt, warf ihnen meine Mutter eine Handvoll Geldmünzen zu. Das setzte eine wilde Scene ab. Jeder bückte sich danach, riß den andern mit oder fiel und verwickelte sich in die Ketten. Die Wächter stürzten sich auf die Leute los und prügelten sie durch. „Wacht's nicht zu arg!“ mahnte ein Unteroffizier und sagte alsdann, die Hand an den Dreispitz legend, zu meiner Mutter: „Es ist verboten, etwas zu geben.“ Ich zitterte, die Mama weinte. Der Zug formierte sich wieder und verschwand bald in einer Wolke von Staub. Zwei Wagen mit Ketten und Wechgeschirre fuhren hintendrein; sie brachten auch einige Marode. Die Leute sangen, als sie Villeneuve-Saint Georges passierten, im Chor ein lustiges Lied, aber den Bewohnern war gar nicht lustig zu Mute. Kaum nahte sich der Zug, wurden die Läden geschlossen, die Fenster verriegelt; die Frauen flohen mit ihren Kindern, und die Männer hielten die Messer in der Faust.

Nach dem Abendessen führte unsre Kammerjungfer mich und einen zweiten Knaben nach einem außerhalb des Orts am Wege liegenden Schuppen, an dessen Eingang Wachtposten standen. Sie ließen uns eintreten. Da lagen den Wänden entlang die armen Teufel, die Fische gegen die Mitte, wo die Kette hinlief. Beim Schein einer Laterne spielten vier Polizisten in einer Ecke Karten, die Stöße über die Weine gelegt, die Hunde neben sich. Offenbar war unter den Gefangenen ein Verächter, für den unsre Kammerfrau sich interessierte. Sie flüsterte einem der Wächter einige Worte zu, worauf dieser einen Namen brüllte und beifügte: „Zeig' Deine Frage; man will sie sehen!“ Es erhob sich im Halbdunkel eine Gestalt und ich hörte, wie unsre Begleiterin sagte: „Wie jung er noch ist!“ Bei unsrer Rückkehr nach Hause war alles lebendig; hinter dem Gitter, im Vestibule, bei allen Zugängen waren Knechte mit Jagdflinten postiert, ebenso im Hofe und im Garten. Niemand schlief in dieser Nacht. Erst am folgenden Morgen, als man vernahm, die „Kette“ sei bei Tagesanbruch weitergereist, ward man wieder ruhig.

Diese dreißig bis vierzig Tage dauernde barbarische Wanderung der Sträflinge wurde erst 1836 aufgehoben. —

Geographisches.

— Die geographische Verbreitung des Zuderrohrs erörtert W. Sud. Die nördliche und die südliche Grenzlinie zeigen eine interessante Ausgleichung an die Jahresisothermie von 20°. Wie die Isothermen, so liegt auch die Grenze auf der kühnarmen Südhälfte des Äquators näher; in Südamerika erreicht das Zuderrohr an der La Plata-Mündung gegen 35° südlicher Breite. Ihren Pol überhaupt hat die Pflanze im südlichen Spanien bei 39° 30' nördlicher Breite. Auf der Nordhälfte lehnt sie sich ungefähr an die 18 Grad-Jahresisothermie an, nach Norden wesentlich nur in Japan darüber hinausgehend. In Südamerika und Spanien fällt sie etwa mit der 17 Grad-Jahresisothermie zusammen, erreicht aber in Afrika nur die von 20 Grad.

Selbst die Summe der begünstigenden Einflüsse bei Venkora (38° 30' nördl. Br.) vermag die Entfernung des spanischen Poles vom Äquator nicht zu erreichen, die hier durch den unmittelbaren Einfluß des Golfstroms erzielt wurde. In den vom Kuro Schivo gemilderten Oten Oziens hebt Verfasser ebenfalls das bedeutende Ansteigen der Polargrenze gegen Norden hervor. Während warme und kalte Meeresströmungen jenen Parallelismus begünstigen, rufen die Gebirge naturgemäß die wesentlichste Abweichung hervor: der Steigung der auf dem Meeresspiegel berechneten 20 Grad-Jahresisothermie über Kaschimir's Hochthaler hinaus konnte das Zuderrohr nicht folgen. Charakteristisch schneiden sich im westlichen Nordamerika beide Linien in einem Winkel von etwa 60°. Was die Ansprüche unsres Kulturgewächses an die Gleichmäßigkeit der Temperatur betrifft, so wendet sich da, wo im Innern von Südafrika am Wendekreise die Temperaturmittel des wärmsten und kältesten Monats um volle 20° von einander abweichen, das Rohr, diesem extremen Landklima ausweichend, stracks dem Gleicher zu, erst weiter gegen Westen sich etwas senkend. Noch deutlicher tritt die hemmende Wirkung der jährlichen 20 Grad-Wärmechwanzungszone in Argentinien hervor. —

(„Globus“.)

Humoristisches.

— Der Grund. Schorschl: „Jetzt, warum san denn die Kinesen so göbl?“

Pepi: „Woacht, dö san halt so viel neidig z'wegen der höheren Kultur, die mir haben!“ —

— Verleger-Weisheit. A.: Sagen Sie, lieber Kollege, Ihre neue Zeitung, die Sie nächstens gründen, was soll die eigentlich für 'ne Richtung haben?“

B.: „Stramm regierungsfreundlich; wissen Sie so — Kronenorden.“ —

— Schlagfertig. Fräulein: „Ich habe gehört, junger Mann, Sie dichten. Ist denn von Ihren Sachen schon mal was gedruckt worden?“

Herr: „Ich habe gehört, liebes Fräulein, daß Sie hin und wieder im Hause ihrer Mutter kochen. Ist denn von Ihren Sachen schon mal was gegessen worden?“ —

(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die Ebner-Eschenbach wurde zum Ehrenmitglied der Genossenschaft der Uhrmacher in Wien ernannt. Wie der Genossenschafts-Ausschuß sagt, von wegen der vielen Beweise der Sympathie, welche dieselbe (die Dichterin) unsrem Kunstgewerbe gegenüber stets bekundete und voll und ganz in der Novelle: „Lotte, die Uhrmacherin“, zum Ausdruck gebracht hat. —

— Fritz Lienhards Trauerspiel „König Arthur“ gelang im Oktober im Neuen Theater in Leipzig, seine Komödie „Münchhausen“ und das Schelmenpiel „Der Fremde“ im Hoftheater in Dresden zur ersten Darstellung. „Der Fremde“ ist auch vom hiesigen Schauspielhause zur Aufführung angenommen. —

— Olga Wohlbrück geht wieder aus Wiener Burgtheater zurück. —

— Das erste ruthenische Rational-Theater soll in Lemberg eröffnet werden. Bis jetzt besaßen die in Ostgalizien sehr zahlreichen Ruthenen nur eine wandernde Theatergesellschaft. —

— Marcelia Sembrich eröffnet am 20. Oktober bei Kroll die Reihe ihrer Vorstellungen mit dem „Puritaner“. —

— Während des letzten Sommers haben die beiden Brüder Körte an der Stelle des alten Gordion in Kleinasien Ausgrabungen veranstaltet. Verschiedene Trümmer wurden geöffnet, von denen sich einer als ein phrygisches Königsgrab des 8. Jahrhunderts erwies und reiche Bronzefunde von einfacher Form, aber vorzüglicher Technik enthielt, außerdem gegen 50 Vasen zum Teil von ausgezeichnetem Bucherotechnik. Ferner wurden aufgedeckt eine Reihe von architektonischen Terrakotten, die griechischen Einfluß zeigen, Thongefäße aus Athen und Korinth, Elfenbeinkrustationen eines Holzarkophagos, ein Salbgefäß aus orientalischem Marmor, sowie phrygische Inschriften als Grabschrift, alles aus dem 6. Jahrhundert. Für die Erkenntnis des gegenseitigen Einflusses des phrygischen und griechischen Kultus sind die Funde sehr bedeutsam. Daß das 7. Jahrhundert nicht vertreten ist, erklärt sich aus dem kimmerer Sturm, der damals Kleinasien überflutete. —

— Kakteen, welche im Sommer im Freien, am Fenster oder im Garten gestanden, müssen jetzt, wie der „Praktische Wegweiser“ schreibt, allmählich eingewintert werden. Man stellt sie vor Regen geschützt an einen zugfreien Ort auf und begießt sie immer seltener. Vom November ab brauchen sie überhaupt kein Wasser mehr. Ein frostfreies helles Zimmer genügt für die harten Arten vollständig zur Ueberwinterung. —